
Wasser und die Stadt der Moderne

Rezension von: Susanne Frank, Matthew Gandy (Hrsg.), *Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne*, Campus Verlag, Frankfurt am Main 2006, 371 Seiten, € 35,90.

Nach einer neueren, im hier besprochenen Sammelband zitierten Schätzung der WHO haben weltweit 1,1 Mrd. Menschen keinen Zugang zu einer sicheren Trinkwasserversorgung. Man kann davon ausgehen, dass nur eine Minderheit der Weltbevölkerung über eine Trinkwasserversorgung verfügt, wie sie in weiten Teilen Nord-, Mittel- und Westeuropas verbreitet ist. Nicht von ungefähr zählt daher Wasser zu jener Ressource, der Zukunftsforscher eine ganz zentrale Rolle bei künftigen weltweiten Verteilungskämpfen zuweisen. Diese globale Perspektive spiegelt sich auch im vorliegenden Sammelband, der vergleichend (groß-)städtische Wasserversorgung in den Blickpunkt nimmt und sowohl historische Fallstudien als auch Beiträge zur gegenwärtigen Situation, vor allem in West- und Mitteleuropa, vereinigt.

Der Band bietet aber nicht nur zeitlich und räumlich unterschiedliche Perspektiven zum Thema. Auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Disziplinen der AutorInnen herrscht eine große Vielfalt. Sie reicht von der Geographie, Geschichts- und Politikwissenschaft bis zu Stadtsoziologie, Architektur, Landschaftsökologie, Biologie und Chemie. Diese Multidisziplinarität eröffnet ein breites Panorama an Befunden, Wahrnehmungen und Zugangsweisen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch den Band die historische Perspekti-

ve. Bekanntlich setzte die Verbreitung zentraler Wasserversorgungsanlagen in den Industrieländern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Mit erheblicher zeitlicher Verzögerung wurden entsprechende Anlagen auch in kolonialen Metropolen erbaut, meist jedoch nicht mit dem Anspruch, die gesamte urbane Bevölkerung zu versorgen, sondern lediglich koloniale Eliten und in weiterer Folge auch grundsätzlich als medikalisierbar eingestufte Teile der einheimischen Bevölkerung, wie etwa die Fallstudie von Michelle Kooy und Karen Bakker zur Geschichte der Wasserversorgung in Jakarta im Zeitraum 1870-1945 belegt. Wie die Autorinnen zeigen können, setzte sich dieser ungleiche Zugang zur Ressource Wasser auch im postkolonialen Indonesien nur wenig überformt fort. Sie konstatieren eine spezifische Verbindung von Wasser und der Konstruktion von „Bürgerschaft“ als ein prägendes Element der Urbanisierung der Wasserversorgung bis hin zum Prozess der neoliberalen Modernisierung. Vom reinlichen „respektablen“ Bürger in Europa und Nordamerika des späten 19. Jahrhunderts führt demnach eine historische Linie zur „Wasserklassengesellschaft“ der Gegenwart in der Dritten Welt.

Das Leitbild vom „reinlichen Bürger“ greift auch Susanne Frank in einem literaturwissenschaftlichen Beitrag auf, der das Bild der reinlichen Bürgerschaft mit einer Wiederherstellung von Geschlechterordnungen am Übergang zur Phase des „organisierten“ Kapitalismus in Bezug setzt. Ob Wasserpolitik tatsächlich in solch hohem Maß Geschlechterpolitik war, wie Frank behauptet, kann allerdings angesichts des dominanten Motivs der Seuchenschutzprophylaxe eher bezweifelt werden. Ganz abgesehen davon sorgte be-

kanntlich die Versorgung einer größeren Zahl von städtischen Haushalten mit Leitungswasser nur temporär dafür, dass sich „respektable“ Frauen nicht auf den „schmutzigen“ Straßen in der Öffentlichkeit zeigten. Auch der Anspruch der „Reinlichkeit“ und „Anständigkeit“ ging bald weit über das bürgerliche Milieu hinaus und manifestierte sich im Leitbild der „respektablen Familie aus der Arbeiterklasse“.

Die Problematik der Herstellung scheinbar nahe liegender historischer Analogien wird in dem Beitrag von Matthew Gandy „Das Wasser, die Moderne und der Niedergang der bakteriologischen Stadt“ deutlich. Obwohl nicht explizit angeführt, verallgemeinert Gandy britische Erfahrungen zu einem „Niedergang der bakteriologischen Stadt“. Die „verrosteten und verfallenen“ öffentlichen Wasserversorgungssysteme entwickelten sich seiner Meinung nach zu einer postindustriellen „Landschaft des Staatsversagens“ in den Industrieländern. Aus der bakteriologischen sei die „antibiotische“ Stadt geworden, in der ein Zusammenhang zwischen kommunaler Selbstverwaltung, politischen Reformen und öffentlicher Hygiene nicht mehr vorhanden sei. Gandy scheint demnach einen Teil der in dem von ihm herausgegebenen Band versammelten Beiträge nicht rezipiert zu haben, denn sie belegen für Kontinentaleuropa im Wesentlichen das Gegenteil (z. B. die Beiträge von Engelbert Schramm und Elisabeth Heidenreich).

Wie Kimberly Fitch in einem sehr anregenden Vergleich der französischen und deutschen Privatisierungspraxis der letzten Jahre belegt, hing die Frage des Einstiegs privater Gesellschaften in die Wasserversorgung von der lokalen Stärke der Kommunen ab. Dort wo diese schwach waren, wie in Frankreich,

konnten private Konzerne in den Markt einsteigen, was im Fall von Paris zu satten Preiserhöhungen führte, ohne dass es zu erkennbaren Innovationen gekommen wäre. In Deutschland mussten vor allem die finanzschwachen ostdeutschen Kommunen und Berlin den Weg in die Privatisierung beschreiten – mit einer ökonomisch und ökologisch äußerst dürrigen Bilanz (siehe den Beitrag von Shahrooz Mohajeri über die Privatisierung der Berliner Wasserbetriebe) –, während die vergleichsweise starken westdeutschen Kommunen diese mehrheitlich nicht beschritten. Dazu trug nicht zuletzt politischer Druck und das Engagement von BürgerInnen bei. Von „zerfallenden öffentlichen Leitungsnetzen“ (Matthew Gandy) ist freilich weder in Frankreich noch in Deutschland die Rede, schon gar nicht in den kommunal verwalteten Wasserwerken.

In einigen historischen Beiträgen des Bandes wird klar, dass die großen Infrastrukturbauten hinsichtlich Wasser und Abwasser im späten 19. Jahrhundert (Städteassanierung) im Wesentlichen auf letztlich überholten Befunden der experimentellen Hygiene beruhten (Jürgen Büschenfeld), während die Bakteriologie wenig Einfluss auf städtische Entscheidungsträger gewann. In der Folge war es dann vor allem die Sozialhygiene, auf deren Basis weitere Maßnahmen getroffen wurden.

Jörg Vögele und Ulrich Koppitz gehen in ihrem Beitrag sogar so weit, den Bau zentraler Wasser- und Abwassersysteme allenfalls einen marginalen Einfluss auf den säkularen Rückgang der städtischen Mortalität ab dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einzuräumen. Die in diesem Zusammenhang angeführten Ergebnisse einer Regressionsanalyse für deutsche Städte, die

sich angeblich auch für Frankreich und Großbritannien bestätigen, sind freilich hinsichtlich der Auswahl der Merkmale kritisch zu hinterfragen, nicht zuletzt weil die Befunde für Hamburg, München und Wien einen klar positiven Effekt der Installierung zentraler Wasserversorgungsanlagen belegen. Auch will die Alternativhypothese, dass sich ab etwa 1870 der Ernährungszustand der städtischen Bevölkerung generell und im Vergleich zur ländlichen Bevölkerung deutlich verbessert haben soll, angesichts einer Fülle anthropometrischer Befunde, die dem entgegenstehen, nicht recht einleuchten.

Der Band liefert ohne Zweifel eine Fülle äußerst anregender Beiträge zum Thema „Wasser und Stadt“, die ein breites Spektrum an Fragestellungen behandeln. Das in einigen Beiträgen erkennbare Bemühen, die Leistungen und Intentionen der öffentlichen „Städteassanierung“ im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als rein „gouvernemental“ motiviert und im Sinne der Gesundheitspolitik weitgehend wirkungslos darzustellen, erscheint freilich übertrieben und im Widerspruch zu den Befunden jener Beiträge, die naturwissenschaftlich orientiert sind.

Andreas Weigl